

HERBERT

Eine Erinnerung

I. Cäsar

Da stand ich also nun, ausgespien von einem der Züge aus der Provinz, hergespült mit anderem menschlichen Treibgut ans Ufer des Bahnhofs der großen Stadt, der Riesenstadt, stand für den Augenblick wie betäubt, umbrandet von Lärm und Hektik und Sprachfetzen und der vernehmbaren Durchsage jetzt: „Hier München Hauptbahnhof, München Hauptbahnhof – der soeben eingefahrene Zug aus...“

In der riesigen Halle um mich her Menschen, alle unterwegs: von den Zügen, zu den Zügen, getrieben von den unaufhaltsamen Zeigern großer Uhren, gelenkt durch Nummern von Gleisen auf gelben und weißen Plänen mit der Aufschrift *Ankunft* oder *Abfahrt*.

Jetzt war ich wieder in der großen Stadt, der kleine Mann aus der Provinz, der hier immerhin schon einmal ausgestellt hatte, bei Gurlitt, damals, *in dem die große Zukunft pulste*, wie in einer Rezension stehen würde, später, geschrieben von Frauenhand, als Pflaster für den Verriss, getränkt mit Gift, geschrieben von Frauenhand, von anderer.

Zukunft oder Gift – ich hatte, und das war wichtiger, in A. Die Lithografie erlernt. Nach einer Experimentierphase hatte ich mir in den Kopf gesetzt, eine Lithopresse aufzutreiben und Steine, eine eigene Werkstatt einzurichten und in der delikaten Technik der Lithografie mein *Magnum Opus*, eine *Apokalypse* selbst zu drucken.

Die Presse war installiert, die Steine waren erprobt und wieder geschliffen, und dass mir ein paar Tipps gut täten, merkte ich bald.

Zur rechten Zeit kam von Bekannten der Hinweis auf W., einen „Meisterdrucker“, der seine Werkstatt in München hatte. An diesen Mann wandte ich mich, und er erklärte sich bereit, mir im Metier auf die Sprünge zu helfen – soweit das in seiner Möglichkeit stünde, fügte er in gespielter Bescheidenheit hinzu.

Der Termin wurde vereinbart, ich stand im Bahnhof der großen Stadt, sollte mich telefonisch melden und merkte – oh Schande! - dass ich die Rufnummer verschlampt hatte. Das war ein Malheur, wenn auch kein schlimmes. Wofür gab es Telefonzellen und in den Telefonzellen Telefonbücher?

Ich steuerte, mein weniges Gepäck umgehängt, auf eine dieser halboffenen Kabinen zu, um in einem der beiden Adressbücher nach W's Namen und Nummer zu fahnden. Dabei kam ich zu einem besonderen Erlebnis. Die Namen der Münchener Telefonbesitzer waren auf zwei Bände verteilt.

Als ich die Seiten mit den Kennbuchstaben durch meine Finger gleiten ließ und seitenweise, oft hundertfach den gleichen Namen gedruckt sah, wurde mir blitzartig klar, was mit dem Begriff *Großstadt* gemeint war: eine anonyme Anhäufung gleicher Namen, die in Wirklichkeit lauter Menschen meinten mit Individualität und eigenem Schicksal. Keiner dieser vierzig *Baumanns*, sechzig *Herolds*, siebzig *Nubers* war dem anderen zu vergleichbar – von den Meiers, Müllers oder Wagners ganz zu schweigen...

Wollte man einem den Begriff *Großstadt* veranschaulichen – man müsste ihm ein solches Adressbuch in die Hand geben!

Mein Mann hatte, das ist wichtig zu sagen, einen unüblichen Namen, dem ich weder vorher noch nachher begegnet bin. Hier im Telefonbuch im Münchener Hauptbahnhof standen – zig W's!

Ich war schockiert. Mein Glück war, dass ich W's Vornamen wusste: Hermann.

Nicht *ein* Hermann, nein : sieben! Sieben Hermann W's. Ich konnte von Glück sagen, dass ich mir die Straße gemerkt hatte: In der Isengaustraße gab es nur einen – es war der meine.

Er hatte einen Cäsarenkopf, einen orangefarbenen Despoten-Kinnbart, ein klarblickendes blaues Augenpaar und ein sympathisches, zupackendes Wesen.

Seine Pressen hatte er im Keller installiert. Er war ungeheuer kompetent und unterwies mich freundschaftlich in den Feinheiten der Lithografie auf dem Stein. Ich habe eine Menge gelernt während dieser Tage im Hause des Meisters und ich bin ihm noch heute dankbar dafür...

Es muss die Zeit einer Fußball-Weltmeisterschaft gewesen sein. Die Fernseher liefen heiß, und der millionenfache Aufschrei bei einem „*Tooor!!*“ hing gleichsam abrufbereit in der Luft.

Über dem Kellerraum, in dem ich Stunde auf Stunde in mönchischer Abgeschlossenheit und Kontemplation mit den gelben und grauen Solnhofern verbrachte, um immer tiefer in ihre geheimnisvolle Chemie einzudringen und *intimer* mit ihnen zu werden, befand sich das Wohnzimmer mit dem freundlichen, hellen Mobiliar, den Philodendrongirlanden, den Bildern, dem japanischen Vogelbauer und – irgendwo - dem Fernsehapparat.

Die gastfreundliche Hausfrau, eine sprudelnde Hessin, entpuppte sich – durch den Wohnzimmerboden hindurch, der zugleich die Kellerdecke war, während der TV-Übertragungen der Ausscheidungskämpfe, als ein Vulkan, dessen Ausbrüche eine beängstigende Intensität annehmen konnten.

Die *Aus-* und *Eckball-*, die *Strafstoß-* und *Tor-*Situationen waren jeweils mit seismischen Beben verbunden, die auf der Richter-Skala zu messbaren Ausschlägen geführt hätten, denn die geschrienen Beifalls- und Missfallenskundgebungen der Hausdame waren begleitet von heftigem Gestampfe, Stuhlücken und Faustschlägen auf die hölzerne Tischplatte. Dann und wann konnte man das hysterische Geschrei des Sittichs vernehmen, aber es war nicht auszumachen, ob er mit seiner Herrin einer Meinung war oder ob er ihre Ausbrüche als übertrieben rügte.

So jung und unschuldig war ich jedenfalls nicht mehr, dass ich mich, diesem weiblichen Tornado akustisch ausgesetzt, nicht gefragt hätte: wie muss so eine im Bett sein!

Wenn ich aber an den Tyrannen dachte, ihren Mann mit dem Cäsarenbart, wusste ich, dass auch Tornados dieser Art ihre Meister hätten. Weiter gestattete ich meiner Phantasie nicht, zu schnüffeln, zumal ich meine Kellerasselzeit so gut es ging, nützen wollte.

Der Meister hatte natürlich seine Pressen nicht als Selbstzweck installiert, zumal die Lithografie mit ihrem gewichtigen Steinarchiv eine aufwändige Angelegenheit ist. Hermann W. betrieb eine Edition und hatte eine Reihe von Künstlern unter Vertrag, die ihre Grafik bei ihm drucken ließen und herausbrachten.

Wie er mir in einer Nikodemusstunde offenbarte, spielte er mit dem Gedanken, eine Galerie zu betreiben, die er zusammen mit seiner Agentur (seiner *eigentlichen* Einnahmequelle) irgendwo beim Englischen Garten – Königinstraße oder so – unterzubringen gedachte. Sobald es soweit, sei bekäme ich Nachricht. München wimmelte von Galerien und ich war skeptisch, ob er sich werde etablieren können. Andererseits war eine Galerie natürlich der beste Ort für die Präsentation einer eigenen Edition. Wie dem auch sei – es waren seine Probleme, die mir desto ferner rückten, je mehr ich mich zuhause in die Kreation und Realisierung meines *Magnum Opus* versenkte. Auch das Leben blieb nicht stehen. Nur soviel möchte ich sagen, dass ich bei alledem das Galerievorhaben aus dem Blick und aus dem Gedächtnis verlor. Aber dann war eines Tages bei der üblichen Post eine appetitliche *Einladung zur Eröffnung der Galerie „W“* am Englischen Garten in München. Offeriert wurde *Oskar Kokoschka – die späten Lithografien*. Natürlich. Ein Name der zieht. Eine neue Galerie muss zuerst ihr Publikum gewinnen. Das geschieht mit einem attraktiven Namen. Kokoschka, beispielsweise. Zu dem kommen die Leute. Der ist bekannt. Die Editions-künstler das nächste Mal!

Es war eine großartige Vernissage. Die Leute strömten – und was für Leute! War schon die Tatsache, dass *Publikum* kam des Kommentars wert, so war es noch viel erstaunlicher, wie viele der Damen und Herren der Goldbart mit Namen begrüßte. Ich beobachtete ihn, wie er, den Kopf in den Nacken gelegt, seinen glänzenden Kinnbart präsentierte und sich bei dieser und jener Dame mit vollendetem Anstand über die Hand beugte.

Die Männer begrüßte er, wenn nicht jovial, so doch eben als der Souverän dieses Reiches, der wusste, welche Schätze seine Kabinette bargen.

Irgendwo im Hintergrund, wo Gläserklang und Entkorkungsknall vernehmbar wurden, verspürte man gemäßigte Randwirbel des *Tornados*, seiner Frau, die bei den Bewirtungs- und Begießungszeremonien von einer rassigen dunkeläugigen Dame mit tiefem Dekolleté unterstützt wurde. Dabei war, wie leicht zu ersehen, die Dekolleté-Dame auf Männer spezialisiert (oder müsste man sagen *Herren?*). Sie war nicht geizig: sie offerierte bezwingend Sekt und Rundungen und verhalf den nicht Abgeneigten zu ganz erstaunlichen Einblicken in die von der Galerie vertretenen Qualitäten. Ihr geheimnisvoller Tollkirschenblick fragte stumm aber dennoch beredt: Zufrieden? Selten habe ich soviel Schmuck, Eleganz und Extravaganz auf kleinem Raum dicht bei dicht gesehen wie in jener Stunde. Die Luft war erfüllt von Gelächter und Unterhaltung und jener berausenden Mischung aus Chânel und Champagnerdunst, die durch die Phalanx der Schönheiten etwas fast Frivoles bekam: man konnte sicher sein, dass die Vernissage ein erfreuliches pekuniäres Echo zeitigen würde. Tatsächlich zählte ich gegen Ende nicht weniger als 17 rote Punkte. Da sich die hochbusige *Tollkirsche* des Rezensenten des *Merkur* annahm, während *Caesar* persönlich sich der Vertreterin der Abendzeitung widmete, war von seiten der Presse nichts zu befürchten.

Eine Vernissage ist eine Art Insiderfest von Hallo-Typen, wie sie in Zweierkarossen auf einem *Scooter*platz herumkurven und bei jedem Zusammenstoß, den dieses absurde Aggressionsspiel ermöglicht, vergnügt aufkreischen. Wer dazugehört, erlebt die Atmosphäre wie eine Droge der Steigerung. Wer fremd ist, hat es schwer, hineinzukommen. Man kann nirgends so einsam sein wie auf einer Vernissage.

Obwohl mit W. bekannt und durch ihn geladen, war ich auf jener Vernissage Randfigur. Nachdem ich die Objekte studiert und das gesellschaftliche Geflecht analysiert hatte, wanderten mein Auge etwas ratlos und suchend über die Salonlöwen mit ihren Plüschkatzen. Ein Fremdkörper war dazugekommen, der nicht ins stilisierte Tableau passte. Unwillkürlich folgte mein Blick der ungewöhnlichen Erscheinung, die auf der Straße kaum aufgefallen wäre, in dieser Ansammlung von hochbeinigen Kostbarkeiten jedoch wirkte wie ein Feldstein in der Auslage eines Schweizer Juweliers.

Kein Schlips, kein Abendanzug oder wenigstens Sakko. Ein schlichtes blaues Hemd, den Kragen offen. Das Drumherum so unscheinbar, dass man's vergessen hatte, wenn man wegsah. - Demonstration? Provokation? Gegenposition? Oder einfach ein anderer Lebensstil, eine andere Seinsweise? Die illustre Gesellschaft nahm von ihm keine Notiz, was mir angesichts seiner Andersartigkeit als eine snobistische Ungeheuerlichkeit erschien; aber auch er bewegte sich unter den gestylten Vernissagen-Profis als ginge er durch Gehölz. Nicht einmal *Caesar* richtete das Wort an ihn. Er war sich des luftleeren Raums zwischen sich und den anderen gar nicht bewusst. Er ging einfach von Bild zu Bild, von Litho zu Litho, trat vor und zurück und versuchte, mit der Nase durchs Glas zu kommen, um nur ja jede Raffinesse aufspüren zu können. Kurzum, er war entweder selbst Künstler oder Mann vom Fach.

Ein merkwürdiges Interesse für ihn war in mir erwacht und ich folgte dem Fremden mit den Blicken. Sein hagerer, gutgeformter Schädel war gebräunt und wirkte in seiner geschorenen Form verwittert. Die Art seiner Konzentriertheit hatte etwas Ostasiatisches. Dennoch fühlte ich bei seinem Anblick neben der Faszination auch eine innere Abwehr.

In dieser Ausstellung gab es zwei Stücke, die mich von Anfang an gestört hatten, weil sie das Konzept durchkreuzten, das doch von späten Lithografien sprach. Es handelte sich um großformatige Aquarelle: einen Strauß und einen Fasan, brandneu, wie man der Signatur und Datierung entnehmen konnte. Die beiden Blätter waren als *Aquarell* deklariert und von unwahrscheinlicher Frische und Qualität, im Preis jedoch – verglichen mit den Drucken – unangemessen *günstig*. Doch nichts daran kam mir verdächtig vor.

Der Fremde war jetzt bei einem der beiden Blätter angekommen und man merkte, wie es in ihm arbeitete. Er prüfte die beiden Blätter auffallend lang. Dann sah er sich unschlüssig um. Sein Blick begegnete dem meinen, denn ich war der einzige der ihn beachtete.

„Was tun Reproduktionen in einer Ausstellung?“ fragte er, gleichsam rhetorisch, ins Leere und zugleich an mich gewandt. Der Klang seiner Stimme berührte mich unangenehm: Glasscherben in warmem Staub, dachte ich. Auch sah ich sein Gesicht erstmals frontal. Es hatte etwas Uralt-Nacktes wie man es bei wimperlosen Schildkröten findet. Ich habe lange im Vorrat meiner Erinnerungen gesucht, bis ich das richtige Bild gefunden habe, das den Eindruck am besten trifft, den ich von seinem Anblick bekam: Es gibt von eben dem „OK“, in dessen Ausstellung wir uns gegenüberstanden, ein frühes Stilleben, auf dem ein gehäuteter Hammel zu sehen ist, dessen schwimmendes Auge zugleich Klage und Anklage war. So auch bei ihm, nur anders herum: Anklage und Klage. Ich war erschrocken.

„Reproduktion?“

Er sah sich um, und als er uns unbeobachtet fand, hatte er nach einem Griff in seine Tasche plötzlich eine Lupe in der Hand, einen Fadenzähler, und untersuchte damit das *Aquarell*. Dann bot er mir das Glas an. Ich weiß noch, wie ich mich genierte, aus der Hand des fremden Mannes, der mich zum Komplizen seines Misstrauens machen wollte, das technische Hilfsmittel entgegenzunehmen, das in dieser Umgebung und bei dieser Gelegenheit als Instrument des Argwohns gewertet werden musste. Hastig sah ich durch das Vergrößerungsglas, konnte aber keine Rasterpunkte erkennen, die auf einen Druck hätten schließen lassen. Die Loyalität meinem Freund und Lehrmeister gegenüber, dem *Cäsar* Hermann, duldeten einen Zweifel an dessen Integrität nicht, und ich war erleichtert, ihn nicht als Gauner sehen zu müssen.

Gerade als ich das Glas zurückgab und den *Hammelkopf* zur Rede stellen wollte, hörte ich die gutgelaunte Stimme *Cäsars* hinter mir: „Stimmt, sie gehören nicht hierher. Ich habe sie auch nur in Kommission hier. Ein Bekannter wollte sich von ihnen trennen und fragte mich, ob ich sie bei dieser Gelegenheit nicht anbieten könnte. Sie sind sehr schön und für Originale sehr günstig...“ „Für Originale?“ fragte die Glasscherben-Stimme des *Hammelkopfs*. „Das und Originale?“ *Cäsar* wandte sich ihm zu, erstaunt, als hätte er nicht richtig gehört. Ich blickte ihn ebenfalls an. Von der Seite sah seine Nase wie gestutzt aus: ein kleines Stück Spitze fehlte. Aber das passte zu dem ganzen Erscheinungsbild des versehrten Mannes.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Galerist, und seine Stimme klang harmlos wie die Windstille, die dem Orkan vorangeht. Nur sein Gesicht enthielt nun einen Zug von Anspannung, der in mir ein Gefühl hervorrief, wie ich es als Bub hatte, wenn der Barbier das lange Rasiermesser aufgeklappt hatte und mit eleganten Bewegungen am Spaltlederriemen abzog. *Gänsehaut* hieß dieses Gefühl; denn es war verbunden mit einer Zwangsvorstellung: Der dicke Riemen, die Schärfe der Klinge und die Verletzlichkeit der dünnen Haut an der dargebotenen Kehle über die sie gleiten würde – es war nicht auszudenken...

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Goldbart noch einmal. Sämtliche Alarmglocken in mir gerieten in Aufruhr. Es waren dieselben Worte, aber die Silben hatten gleichsam die Nackenhaare gestäubt, und die Unterhaltung der uns Zunächststehenden verstummte. Wir fanden uns unversehens im Zentrum des Interesses der zuletzt gelangweilten Schickeria, die vielleicht einen Skandal witterte.

Der *Hammelkopf*, hätte er einen Blick auf *Cäsar* geworfen, wäre vorsichtig geworden oder hätte geschwiegen. Aber es musste etwas in seiner verbrannten Psyche sein, das ihn zwang, zu tun, was er tun musste, ohne Rücksicht darauf, ob und wie er dafür würde bezahlen müssen.

Anklage und Klage. In dieser Reihenfolge.

Aber soweit, alles zu durchschauen oder dafür Worte zu haben, war ich damals noch nicht.

Damals nicht. Heute wundert mich das. Aber *heute* ist ja auch *hinterher*.

Die Glasscherbenstimme sagte also gewissermaßen in den warmen Staub hinein:
„Diese *Aquarelle* sind keine Originale, es sind...“ Weiter kam der Sprecher nicht. Der warme Staub war plötzlich lebendig geworden. Ein böses Tier hatte sich mit ihm getarnt. Es war durch die Glasscherbenstimme gestört worden und zeigte nun seine Bestiennatur. Ein Pulk gutgelaunter Leute war in Wut geraten. Cäsar hätte zufrieden sein können, so total war die Loyalität seiner Gäste. Aber er war ein Mensch mit Prinzipien und also mit Ehrgefühl. Und dies war seine Antrittsschau, dies war seine neue Galerie. Ein fremder Mann hatte ihn des Betrugs geziehen, vor dem Premierenpublikum! Es war ungeheuerlich! Er stand vor dem *Hammelkopf*, der aus seiner Ahnungslosigkeit erwacht war und nun die allgemeine, gegen ihn gerichtete Feindseligkeit spürte, die ihm wie ein kalter Luftzug entgegenwehte. Sein Blick bekam etwas Flackerndes: jetzt nicht mehr Anklage, jetzt Klage. Denn der Goldbart hatte begonnen, gegen ihn vorzurücken, als suche er bösen Körperkontakt. Gleichzeitig mit dieser Aggression stieß der Gekränkte Befehle aus, mit eisiger Stimme. „Verschwinde!“ befahl diese Stimme, „los, verschwinde!“ - Es war wie der Befehl zur Mobilmachung. Cäsar bedrängte den *Hammelkopf* in unaufhaltsamem Vormarsch, und die Kohorte seiner Gäste vollzog den Angriff mit. Vereint, ohne ihm eine andere Wahl zu lassen, zwangen sie ihn zum Rückzug auf die gepanzerte Tür zu, die in das Treppenhaus führte, in dem es keinen Aufzug gab, die vier Treppen hinab.

Cäsar und die Menge hatten nun den *Hammelkopf* so weit, wie sie ihn haben wollten. Er war, Auge in Auge mit seinen Feinden, rückwärts gedrängt worden und stand nun an der Tür. Noch einmal sagte er zwei Worte, leise, aber gut vernehmbar: „...keine Originale...!“ Da aber donnerte W. ein „Raus!“ - donnerte es nicht wie ein Cäsar, sondern wie Zeus persönlich, und nicht nur der *Hammelkopf* fuhr bei diesem Wort zusammen. Der magische Ritus der Austreibung dieser gehäuteten Kreatur aus der solidarischen Gemeinschaft der Rechtgläubigen fand ein plötzliches Ende durch die unverhoffte Mobilität des *Hammelkopfs*, der herumschwang und die Tür aufriss. Sein Blick zuckte im Augenblick seiner Flucht verstört über den Landsknechthaufen seiner Feinde, und für den Bruchteil einer Sekunde spürte ich das blaue Augenpaar wie einen Doppelstich auf mir. Dann stürzte er – ein heller Schemen – in das schwarze Rechteck des Hausflurs. Ein unartikulierter Schrei hing für einen Augenblick in der Finsternis des Treppenhauses und Cäsar – jetzt wieder Hermann W., trat kurz hinaus, drückte auf den Knopf der Hausbeleuchtung und wartete bis er die untere Tür zufallen hörte. In der bis zuletzt schweigsamen Menge brach wie auf ein Kommando ein Tumult aus, der sich nur langsam beruhigte. Hernach wollte keine rechte Stimmung mehr aufkommen. Als sich Gruppe auf Gruppe empfahl, mit merkwürdigem Lächeln und nichtssagenden Komplimenten, trat auch ich den Heimweg zu meiner Schlafstätte an.

II. Herbert

Von nun an war unter meiner Post in unregelmäßigen Abständen immer auch einmal eine Einladung zur Vernissage in der *Galerie W* in der Königinstraße. Von Vernissagen hatte ich zunächst genug, aber aus Solidarität und Neugier war ich sporadisch dort anzutreffen. Auch von meiner eigenen wachsenden Produktion hatte ich Beispiele dabei und erntete Lob. Eine Einladung, auszustellen erging nie.

W. hatte seine Tentakeln inzwischen bis an die Cote d'Azur ausgestreckt und träumte einen *französischen Traum*: seine Vision war eine kleine Villa an der Riviera und ein Leben als *éditeur* mit eigener Druckerei.

Vielleicht war das der Grund, dass er nun, nach Peiffer-Watenphul, Loth, Belling und Hrdlicka einen französischen Künstler ausstellte, der auf der Ausstellung gepriesen wurde. Ich beschloss, wieder einmal eine Vernissage mitzumachen ...

Das Übliche. Die Grafik: verwechselbar, die Bilder zwischen medioker und miserabel. Ich war voller Enttäuschung.

Meine Arbeiten waren hundertmal besser und hätten ausgezeichnet hierher gepasst. Ich stand vor einem grau-in-grau gemalten Schinken und wartete vergeblich auf ein Lichtsignal aus der Rezeptionszentrale meines Cerebrums. Ich war nahe daran, in ein heftiges Kopfschütteln zu verfallen, als dicht hinter mir eine Stimme meinen negierenden Gedanken sprachlichen Ausdruck verlieh: „Scheiße mit Kremserweiß!“ hörte ich.

Im selben Augenblick verspürte ich die Glasscherben und stand im warmen Staub. Der *Hammelkopf*! Ich drehte mich um und sah ihn an.

„Sie hier!?“ war alles, was mir in diesem Augenblick einfiel.

„Ich hier!“ ironisierte er mich und versuchte ein Lächeln, das jedoch in seinem Gesicht wie zu kurz gekommen wirkte.

„Sie getrauen sich wieder über diese Schwelle, nachdem...?“

Ich zögerte den Satz fertigzumachen. Er reagierte daraufhin mit einer Geste, der ich erst ein Vierteljahrhundert später wieder begegnen sollte, wenn mein jüngerer Sohn eine *Sache* für *erledigt* erklärt haben wollte: er hob die linke Hand und schlug mit ihr in die rechte Armbeuge, als wolle er ein Insekt erlegen, das sich dort über sein Blut her machte. Gleichzeitig fuhr sein rechter Unterarm hoch in einer Bewegung als werfe er einen kleinen Ball über die Schulter zurück. Diese Bewegung war so expressiv und unmissverständlich, dass ich beinahe laut gelacht hätte.

Aber ich konnte nicht lachen. In seiner Gegenwart nicht. Dies hier war die Auslage des Schweizer Juweliers. Er aber war der Feldstein, der hier lag, umgeben von den Scherben der Scheibe, durch die er geworfen worden war. Wer hatte ihn benutzt, wer ihn geworfen?

Wenn auch nichts weggekommen war, durch seine Anwesenheit, von den diesmal zweifelhaften Preziosen – er *war* Fremdkörper hier und würde es überall dort bleiben, wo Eleganz zu finden war und Mode beachtet wurde.

„Wie kommt es, dass Sie jetzt...“ wiederholte ich meine nicht zu Ende gebrachte Frage mit anderen Worten. Aber ein zweites Mal konnte ich nicht zu Ende sprechen. „Ich heiße Herbert“, sagte er so beiläufig, als strecke er einem Grenzbeamten den Ausweis hin – zur geflissentlichen Kenntnisnahme. Aus einem Reflex heraus antwortete ich ihm, indem ich meinen Vornamen nannte. Im gleichen Augenblick war mir klar, dass ich ihm damit die Hand geboten hatte, dem *Hammelkopf*, dem Feldstein, dem verbrannten Mann mit der fehlenden Nasenspitze.

Er hatte mich überrumpelt, und ich ärgerte mich, dass ich nicht auf der Hut gewesen war. Aber er hatte schon nachgelegt und „Bist Du auch Künstler?“ gefragt, so dass ich, abermals zu langsam, nickte und zurück fragte: „Und Du?“ - Er sagte: „Ich zeichne“.

Damit war alles und nichts gesagt. Ich aber fühlte mich zum zweiten Mal überrumpelt, denn meine Duzfreunde hatte ich mir bisher immer selbst ausgesucht. Er aber, der *Hammelkopf*, Herbert, schien nichts dabei zu finden. Und um die Komplizenschaft vollkommen zu machen, wies er mit dem Kinn auf das schlechte Bild, vor dem wir standen und wiederholte sein drastisches Urteil: „Scheiße mit Kremserweiß!“ Das traf nun nicht genau die Farbwirkung; aber als Metapher traf es ins Schwarze. Die anschließenden Fragen brachte er rhetorisch so geschickt vor, dass ich nicht anders konnte, als ihm zuzustimmen. Er fragte nämlich polemisch: „Soll das Landschaft sein oder ist das figürlich? Ist das abstrakt oder nur dekorativ? Kann man so etwas als Malerei bezeichnen? Ist das überhaupt Kunst?“ - Wenn auch nicht mit den gleichen Worten, so ging seine Häme doch in diese Richtung. Mir wurde immer ungemütlicher: Hier zog mich ein keineswegs sympathischer Mann gegen meinen Willen auf seine Seite. Er hatte ja recht, aber dass er mir keine Möglichkeit der Alternative ließ, das ging mir gegen den Strich.

Ich begann, gelangweilt umherzuschauen, und er bemerkte meine Unschlüssigkeit.

„Hast Du was vor?“ fragte dieser *Herbert*, dessen Namen auszusprechen mir einfach zu vertraulich schien. Als ich verneinte, kam die nächste Entscheidung, abermals von ihm:

„Dann nichts wie raus hier!“

III. Anast und Afrika

Es war nicht unhöflich gegen den Galeristen, jetzt zu gehen, denn ich war lange genug da gewesen, um mein Interesse bekundet zu haben. So verabschiedete ich mich von *Cäsar*, darauf gefasst, dass er dem *Hammelkopf*, sobald er seiner ansichtig würde, an den Kragen ginge. Aber nichts dergleichen. Er zog lediglich die Brauen hoch und mir schien, ein kleiner spöttischer Schalk purzelte über den Hintergrund seiner Augen. Das war der Kommentar zu unserem Abgang. Auf dem Abstieg durch das Treppenhaus wollte ich endlich von Herbert wissen, wie es käme, dass er in der Galerie wieder aus- und eingehe. Aber er winkte ab und vertröstete mich mit seiner Gebärde auf später.

Vor dem Haus blieb Herbert kurz stehen und taxierte mich. Im Halbdunkel des Abends sah sein verstümmelter Schädel noch abenteuerlicher aus als im mildwarmen Licht der Galerie.

Ich spürte, wie tief sich sein Kopf mir einprägte, und später fiel es mir nicht schwer, die Erinnerung heraufzuholen und ein Phantasieporträt von ihm zu machen, das so stark wurde, dass ich mich davon bis heute nicht habe trennen können.

Herberts taxierender Blick wurde von mir abgezogen wie eine Hand von einer fremden Schulter. Er war zu einem Entschluss gekommen und setzte sich in Bewegung. Ich fühlte mich von ihm ins Schlepptau genommen und folgte ihm nur zögernd. Er blieb abrupt stehen, drehte sich ungläubig um, und fragte: „Und?“ - „Was soll das?“ fragte ich zurück, „was hast du vor?“ - „Ich denke wir könnten noch im *Anast* einen kippen?“ sagte er und fand damit meine Zustimmung. Das *Anast* war am Eingang zum Hofgarten, und nicht weit davon, bei Gurlitt, hatte ich drei Jahre zuvor zum ersten Mal in München ausgestellt. Eine Dame hatte mir die Gelegenheit vermittelt. Ich war vor ihr angekommen und hatte mich beim *Chef* vorgestellt, dem *lieben Orientalen* wie ihn Kokoschka in einer Widmung auf einem Blatt bezeichnet hatte. An mir hatte der alte Herr wenig Interesse.

„Wo ist die Frau?“ fragte er, und seine dunklen Augen glänzten unter den dichten dunklen Brauen, einem Pascha tatsächlich nicht unähnlich.

Nicht weit davon, zum immer noch zerstörten Armeemuseum hinunter standen die vereinsamten Arkaden, unter denen sich Taubenschwärme aufgehalten hatten, die, durch belanglose Nichtigkeiten erschreckt, regelmäßig zu kollektiven Formationsflügen aufstiegen. Mich hatte die Szenerie zu einem Holzschnitt angeregt, den ich *Taubenkonferenz* nannte: eines der ersten gelungenen Blätter in dieser Technik.

Das ging mir durch den Kopf, während wir durch die Nacht zum Hofgarten schlenderten.

Schließlich saßen wir an einem Tisch, vor uns die Gläser. Und es war endlich an der Zeit, dass Herbert mich aufklärte über die Sache mit *Cäsar*.

„Wie war das also mit den Aquarellen vom *OK*?“ fragte ich.

„Ganz einfach“, war seine Antwort, „ich hatte Recht!“ Es waren zwei Fine-Arts-Drucke in 35 Farben gewesen, „schöner als ein Original sein kann“, kommentierte er bissig, - W. hatte es nach dem Premierenskandal herausgebracht und nicht geruht, bis er ihn, Herbert, ausfindig gemacht hatte, um sich für den Hinauswurf bei ihm zu entschuldigen. Das also war die Begründung für den kleinen Purzelschalk in seinen Augen gewesen.

Er fragte mich nach meiner *Produktion* und ich berichtete von meiner Arbeit an der Apokalypse, die sich nun schon drei Jahre hinzog.

„Lithografie – ich kann `s mir denken...“ war sein Einwurf.

Dann sprach ich von meiner Sehnsucht nach dem Süden, den ein Maler doch kennen sollte. Ich dachte an Klee und Macke und ihre Tunisreise, von der sie als Maler zurückgekehrt waren, und dachte an Van Gogh und die Provence, und nannte die Namen : FRANKREICH und SPANIEN.

Und bei *Spanien* fiel mir der Augsburger Malerfreund ein, der so anschaulich und bildhaft erklärt hatte, was *Malen in Spanien* bedeutete. „Spanien ist rot“, hatte er gesagt, „da gibt es keinen *Boden*, da ist die Erde Farbe! Du brauchst nur Tusche, einen Block, deine Pinsel und eine Dose Caparol. Dann sitzt du am Ackerrand und nimmst mit dem Pinsel die rote Erde auf.“

Du kannst sie mit Wasser verdünnen oder mit Tusche verdunkeln und malst dein Bild. Und wenn du den Pinsel weglegst, ist das Bild auch schon trocken.“

Seit dieser Schilderung war Spanien meine geheime Vision.

Herbert sagte, als hätte er meine Gedanken gelesen: „Spanien ist gut. Afrika ist besser!“ - Mir blieb der Mund offen. „Afrika?“

„Warum nicht?“ fragte Herbert. „Landschaft kannst du nur im Anblick der Wüste machen – Landschaft die etwas taugt.“

Er sei Jahr für Jahr in Afrika. Es musste Nordafrika sein, zwischen Meer und Wüste. Ja – Afrika! Warum eigentlich nicht? Ich sah mich bereits als lastentragenden, dünnbeinigen Esel, haushoch beladen mit Leinwänden, Farbkästen, Paletten und Pinseln, einem Klappstuhl, einer zusammenlegbaren Staffelei, einem Sonnenschirm und zwei riesigen Amphoren, gefüllt mit kühlem Wasser. Ich hatte die letzte Oase hinter mich gelassen und wankte gegen Süden, der Wüste zu, um *im Anblick der Wüste* Landschaft zu malen, *die etwas taugt*...

Der Himmel war ein blaues Tuch, die Wüste war gelb. Gelb war alles jetzt: der heiße Boden, die brüllende Sonne, der Sand und die Schlangen. Gelb der Hut, den ich trug, und als ich den grünen, dunkelgrünen Sonnenschirm öffnete, war der Schatten unter ihm gelb, dunkelgelb. Das war Afrika! Ich lud mein Malzeug ab und stellte die Staffelei auf. Dann begann ich zu malen, im Anblick der Wüste. Ich malte, und es musste Landschaft sein, *die etwas taugt*, denn hier war ja Afrika. Aber die Landschaft war ganz in Gelb, nur der Himmel, das blaue Tuch, nicht. Aber sogar der Himmel konnte sich dem frenetischen Gelb nicht vollkommen verweigern, und als ich ihn gemalt hatte, war er grün geworden durch das allgegenwärtige Gelb. Und jetzt stand Herbert hinter mir, der Hammelkopf, der hierher passte, weil er hierher gehörte. „Im Anblick der Wüste“, sagte er feierlich, „Landschaft, die etwas taugt“. -

Ich aber spürte die zunehmende Trockenheit im Munde und wollte trinken aus meinen Amphoren, aber die Gefäße waren leer, und, um den Durst zu besänftigen, musste ich aus dem afrikanischen Traum fallen und an den Tisch im *Anast* zurückkehren und den Kellner um ein weiteres Viertel bitten...

„Wie machst du das in Afrika?“ hörte ich mich den Mann Herbert fragen. „Das muss doch wahnsinnig umständlich sein.“ Dieser Einwand erheiterte ihn, und er fragte: „Was ist Umständliches an ein paar Bleistiften und ein paar Bogen Papier? - Und an einem Beil?“ setzte er nach einer Pause hinzu, als hätte er mittlerweile erwogen, ob ich der Richtige wäre, das zu hören und zu verstehen. - Zwei Informationen, die nichts miteinander zu tun hatten, deren zweite mich schockierte. Aber auch die andere konnte einem zum Kopfschütteln verhelfen: bis hinunter nach Afrika – für Landschaft, die etwas taugt – mit nichts als Bleistift und Papier? Das mussten hochpotente Kunstwerke sein, die diesen Aufwand rechtfertigten! Ich war wahnsinnig neugierig, Herberts Werk kennenzulernen. Aber ich hatte eine Gräte im Hals: „Dein Beil?“ fragte ich. Er blickte mich an mit einem Ausdruck, der mir Gänsehaut machte. Dann sagte er wie beiläufig: „Mein Beil habe ich immer dabei, wenn ich unterwegs bin. Ich brauche mein Beil – unterwegs...“ Gedanken schossen wie Feuerwerkskörper durch meinen Kopf: es explodierte und zischte, es krachte und knatterte, es leuchtete auf in bengalischen Farben, rot und grün und violett. Und inmitten der Lichtfülle und des Sternenregens war die Form eines Beils ausgespart, schwarz und riesig.

Wozu braucht ein Mensch ein Beil? Ich dachte an Großvater und wie das kleine Beil in seiner Hand die trockenen Rundlinge spaltete auf dem *Hackstock*. Es gab dabei einen Knacklaut, bei jedem Schlag diesen hellen Knacklaut, und ich versuchte mich auch in dieser Kunst des Spaltens, ungesehen, weil *noch* verboten.

Wozu brauchte der *Hammelkopf* ein Beil? Zum Spitzen seiner Bleistifte taugte es wohl schwerlich. „Unterwegs“, hatte er gesagt. *Mit dem Beil unterwegs*, ging es mir durch den Kopf. Hatte er Angst? Gab ihm das Beil ein Gefühl von Sicherheit, dieses Instrument zwischen Werkzeug und Waffe?

Es mag ihm ja wohl eine Beruhigung gewesen sein, des Nachts, an seinem kleinen Feuer *im Anblick der Wüste*.

Mein Gedankenfluss wurde unterbrochen. - „Es ist wieder soweit. Ich fahre. Anfang nächster Woche geht's nach Afrika!“ - „Mit dem Beil!“ entfuhr es mir, aber er schien es nicht bemerkt zu haben. - „Ich mache Landschaften...“ fuhr er fort, und ich ergänzte „...im Anblick der Wüste“.

Es war wie die Absolvierung eines Rituals.

Ich hatte im anvertraut, woher ich kam, und jetzt bezog er sich darauf: „Ich komme durch L.“ - „Lass dich sehen“, sagte ich, „aber bitte anmelden!“

Wir bezahlten, standen auf und gingen auseinander: er bereit zum Aufbruch nach Afrika, ich nur zu meiner Schlafstätte...

IV. Landschaft die etwas taugt

Ich hatte Herbert, den *Hammelkopf* vergessen: das Leben hatte mich absorbiert, und auch der Tod war in unserer jungen Familie zu Gast gewesen.

Ernst ist das Leben, heiter die Kunst sagte ein alter Spruch, der, wie alle Orakel, auch die entgegengesetzte Bedeutung haben konnte. Meist war beides nicht leicht. - Leben *und* Kunst – und dass über beidem der Stern der Heiterkeit gegläntzt hätte, dessen erinnere ich mich nur im Zusammenhang mit der frischen Jugendlichkeit meiner Frau und ihrer Begabung zur Freude. Ich jedenfalls hatte mich gegen die Aufmerksamkeit des Schicksals mit großen Holzschnitten biblischer *Kraftfiguren* zur Wehr gesetzt.

Nun war mir das neue Medium, die Lithografie, gefügig geworden. Meine Vision: das Buch der Visionen, die *Johannes-Apokalypse*, bildnerisch auszubeuten, war seit geraumer Zeit in die Realisierungsphase getreten und ich war nahezu Tag für Tag dabei, das riesige Massiv dieses Bild-Gebirgs auf theologische, aktuelle oder formadäquate Zugänge zu sondieren. Alles ging sehr viel langsamer als ich es mir vorgestellt hatte, und erst nach und nach bekam ich eine Ahnung, was es mit der so leicht hingebrochenen Metapher eines *Opus Magnum* auf sich hatte. Ich steckte tief in der apokalyptischen Problematik. Ein Fluidum des Widerstreits der oberen und unteren Mächte hatte sich in meiner Lithowerkstatt eingenistet und der Geruch der Farben, der Lösungsmittel und der Ätzlösung mit dem Zusatz von Salpetersäure bewahrte von Tag zu Tag getreulich die Wolke der Bilder und Phantasmogorien.

Wochen waren vergangen seit dem Münchener Abend mit dem *Hammelkopf*. Da meldete er sich überraschend – er wäre bereits in der Stadt und hätte also Zeit für einen Besuch.

Ich hatte meiner Frau von diesem *Herbert* erzählt, und sie hatte spontan angeboten, ihn nicht nur bei Tisch sehen zu wollen, sondern ihn, falls nötig, zur Nacht aufzunehmen.

Ich traf Herbert am ausgemachten Ort und erschrak zutiefst bei seinem Anblick. Er war noch magerer geworden als ich ihn in Erinnerung hatte. Die Haut war schmerzhaft straff über dem knöchernen Gerüst seines Schädels gespannt und ihre tiefe Bräunung hatte einen Stich ins Verkohlte. Ein Verhau von Bartstoppeln, unter denen es schon silbern glänzte, betonte die Wildheit der Erscheinung. Am schrecklichsten aber war der fanatische Funke in seinen unstillen Augen, der ihm etwas Irres verlieh.

Im ersten Moment fiel es mir schwer, seinem Anblick stand zu halten. Ein Gefühl von Verzagtsein stieg in mir auf, dabei hätte meine erste Regung doch Freude und Hilfestellung sein müssen gegen ihn, den so Heruntergekommenen.

Ja, wir hatten zuhause das Bad, und es gab das Bett, frisch bezogen und blütenweiß. Aber Verneinung war in mir und Verweigerung, und der strenge Geruch nach Freiheit und Fremde und Mann, der von ihm ausging, verstärkte meine Vorbehalte.

So steuerte ich denn mit ihm, nach der ersten Begrüßung, in eine unserer Kneipen und bugsierte ihn an einen Tisch abseits, wo wir der Neugier der anderen Gäste etwas enthoben waren. Ich lud ihn ein, etwas Gehaltvolles zu bestellen, und er nahm an und bestellte dazu Tee, und wir kamen ins Gespräch.

„Du kommst...“ sagte ich, und er ergänzte, „...aus Afrika.“

Ich mochte es nicht glauben, aber seinem Aussehen und Zustand zufolge konnte es durchaus wahr sein. Um an unseren Münchener Abend anzuknüpfen, sagte ich: „Landschaft im Anblick der Wüste...“ Sein Blick war nun abwesend, seine Seele ausgeflogen, für Sekunden saß nur sein Leib an meiner Seite in diesem harmlosen Lokal, dann sagte er leise, mehr für sich:

„Wüste... ja – Landschaft die etwas taugt...“

Er griff nach dem Rucksack, den er neben sich stehen hatte, öffnete den Strick, mit dem er verschlossen war ein wenig, griff mit der einen Hand hinein und schien in der Tiefe etwas zu suchen, das er nicht gleich fand. Schließlich brachte er ein Stück zerknülltes Papier ans Licht, das er auf meine Seite des Tisches legte. „Für dich“, sagte er, „Vorsicht!“ Als wäre ein Skorpion verpackt oder eine junge Viper, so vorsichtig öffnete ich das Papier. Ich staunte. Ein kleines plastisches Kunstwerk kam zum Vorschein. In einem zärtlichen hellen Rehbraun zeigten sich zahllose größere und kleinere streichholzstarke Kreisscheiben, die auf höchst kunstvolle Weise miteinander verbunden waren. Trotz genauer Betrachtung konnte ich nirgends eine Naht- oder Klebestelle entdecken. Das Material fühlte sich gesteinsähnlich an. Ich war entzückt. - „Ein Kunstwerk“, sagte ich, „abstrakt, wie es einem gefällt... Hast du in Afrika einen neuen Künstler kennengelernt?“ Er sah mich an, offenbar befriedigt über die Wirkung, die seine Gabe bei mir hervorgebracht hatte. „Einen neuen Künstler?“ fragte er. „Nein“, sagte er dann - „einen alten... den ältesten, den es gibt: den lieben Gott! - Das ist eine Sandrose. Die findet man, wenn man Glück hat... im Anblick der Wüste...“ Er lächelte sein auch diesmal misslingendes Lächeln.

Ich nahm ihn mit in meine abgelegene Werkstatt. Der Geruch, säuerlich und scharf, war stärker als der des Mannes, und als wir die Steine herauszogen und die mit Gummi konservierten Motive der Apokalypse betrachteten, spürte ich seine Achtung, und die bedrohliche Bildwelt auf den Steinen verband sich in meiner Phantasie nahtlos mit dem Mann, der einem Purgatorium entronnen schien. Ich hatte Probedrucke in der Werkstatt, so dass zu sehen war, wie die Motive gedruckt aussahen. Er legte separat, was ihn besonders beeindruckte, und ich bedeutete ihm, sie als sein Eigentum zu betrachten.

Dann signalisierte ich ihm mein Interesse an seinen Arbeiten, indem ich fragte:

„Landschaft die etwas taugt...?“

Er verstand meine Frage als Aufforderung, seine Schätze zu zeigen und hob den Rucksack vom Boden, wo er ihn abgestellt hatte, auf den alten verschmutzten Hocker. Dann band er ihn auf. Ich stand bei ihm, neugierig, und sah zu.

Ich hatte erwartet, etwas wie einen Zeichenblock zu erblicken oder eine Papierrolle. Aber das erste, was ich sah, war ein hölzerner Stiel, glatt und abgegriffen, wie von regelmäßigem Gebrauch.

Der *Hammelkopf* griff danach und ich beobachtete, wie seine Finger sich fast zärtlich um das Holz schlossen und sah seine Fingernägel, jetzt zu lang und schmutzig unter den Rändern, das war zu entschuldigen bei einem, der gerade aus Afrika kommt. Aber sie waren von einer Form, die anzuschauen mir unangenehm war; das gibt es ja, und dagegen lässt sich nichts tun. Er hatte die Hand geschlossen um das Holz, das ein Schaft war, zu dem ein Beil gehörte, das der Mann jetzt heraushob: das Beil, mit dem er unterwegs war, wie er gesagt hatte, im *Anast*, in München, damals. Hob es heraus das Beil, und schenkte ihm einen Blick, der mir eine Gänsehaut machte, bevor er es beiseite legte, vorsichtig. Dann beschäftigte er sich mit einer dicken Lage gerollter Papiere, die er ans Licht beförderte.

Mein Auge haftete noch immer auf dem Beil, das da lag. Es hatte eine altertümliche Form wie Großvaters Beil.

Es sah aus, als wäre es geschmiedet, die Schneide schien scharf und war blank. Doch die Rückseite der Öse wies Schlagspuren auf, hier war das Metall dunkel und fleckig. Und während der wirkliche Herbert neben mir das Bündel gerollter Papiere glättete und nach Gewichten Umschau hielt, sie zu stabilisieren, stand vor meinem Auge wieder die wilde Hand, deren Finger sich abermals um den Schaft des Beils schlossen, fest diesmal, dass die Knöchel hell wurden. Und die Hand hob sich und mit ihr das Beil. Im Licht glänzte kurz die blanke Schneide auf, bevor sie niederfuhr und traf, was sie treffen sollte. Ich zuckte zusammen. Herbert hatte mich angesprochen.

„Und?“ fragte die Glasscherbenstimme, aber sie war nicht gemildert durch warmen Staub. Sie war brüchig und scharfkantig, wie nur immer gesplittertes Glas sein kann.

„Landschaft, die etwas taugt“, setzte er hinzu.

Da lag das erste Blatt, flach gehalten durch die Gewichte. *Landschaft* hatte er gesagt, und ich versuchte, auf dem Blatt *Landschaft* zu sehen. Kleinere und größere helle und dunkle Flecken verdichteten sich zur Mitte hin. Wenn Landschaft, dann aus der Vogelschau: ein flacher Hügel vielleicht, gegen den Gipfel zu von Felsbrocken übersät?

Nein! Falsch gesehen! Keine Landschaft! Keine Vogelperspektive! Genauer geschaut! - Nahaufnahme! Bodenleben!

Im diffusen Irgendwo lag ein undefinierbares Irgendwas. Und die vermeintlichen Felsbrocken waren nicht kantig, wie Gestein doch meistens ist. Waren gerundet und hatten Leiber und hatten Flügel. Und die Leiber schimmerten blau und grün und blaugrün, und die Köpfe gehörten dazu mit runden kugeligen Augen, und Beine, schwarzborstig. Und es bewegte sich alles jetzt, und das Irgendwas war umschwirrt und umschwärmt von krabbelnden, fliegenden, surrenden, gierigen, blödgelotzenden, durcheinanderkletternden, hellflügeligen, dunkelflügeligen Schmeißfliegen. - Fliegen zu Hunderten, zu Tausenden... Sie waren gezeichnet, von der Hand, die das Beil geführt hatte, gezeichnet mit Bleistift, auf weißes Papier. Habe ich gesagt *weiß*? Sprach ich von *Papier*? Wie komme ich darauf? Es ist doch Sand, Wüstensand, hell und heiß unter dem unerbittlichen Gestirn! Wie ein Hammer schlägt die Hitze auf das Hirn, das Blut siedet in den Adern. Die glühende Luft ist erfüllt vom an- und abschwellenden Gesurre der gierigen Brut und dem unerträglichen Gestank, der von dem Etwas ausgeht, dem Aas. Jetzt bewegt es sich weiß dazwischen, glatt und fett. Ausrückende Maden – Hunderte, Tausende. Sie sind ungeduldig, ins Freie zu kommen. Die Sonne wird sie verbrennen: hier ist Afrika! Sie verharren, sie erstarren. Eine Öffnung zeigt sich in der weißen Haut. Ein Spalt. Ein winziger Kopf erscheint, ein Körper drückt nach, zwei Flügel entfalten sich. Das neue Tier steigt auf, wird angezogen vom Gestank, zieht einen Kreis und stürzt sich auf das Aas.

Landschaft? Landschaft, die etwas taugt? Wozu?

Zweites Blatt: Ein Stück Aas, das Beil, Fliegen.

Zuhause das saubere Bad. Das frisch bezogene Bett. Die Buben gepflegt, in ihren Betten. Ihr Atem geht regelmäßig und tief.

Da liegt das Beil, beinahe in Reichweite.

Drittes Blatt: Das Beil, im undefinierten (Sand?)

Die Kinder schlafen, die Tür zu ihrem Zimmer ist angelehnt.

Viertes Blatt: Im Undefinierten (Sand?) eine dunkle Spur (Wasser? Blut?) halbverdeckt: das Beil.

Die Frau neben mir atmet tief. Ihre dunklen Wimpern sind kleine Sichel, auf ihren Wangen blühen die Schlafrosen.

Fünftes Blatt: Ein Stück Knochen, Reste von Haar, das Beil, Fliegen.

Sechstes Blatt: Das Beil, verkrustet.

Siebentes Blatt: Aus dem Sand ragend, der Stiel des Beils...

„HERBERTHÖRAUF! DUMÖRDER!“

Als hätte er darauf gewartet und wäre dennoch überrascht, war Herbert bei meinem Schrei zusammgezuckt und hatte die Vorführung seiner Zeichnungen abrupt unterbrochen. Seine Hände hatten in den vergangenen Minuten zu zittern begonnen.

Jetzt flatterten sie so sehr, dass er es kaum schaffte, die Blätter ordentlich zu rollen und in seinem Rucksack zu verstauen.

Die furchtbare Erregung, die ihn schüttelte, hatte auf mich übergegriffen, als Unwillen zuerst, dann als blankes Entsetzen, zuletzt als tiefe, schwarze Furcht: der Mann war gefährlich, und er war nicht bei sich...

Da lag noch immer das Beil, handgerecht in seiner Reichweite. Er hatte es gezeichnet, beinahe auf jedem Blatt, wie man ein Lieblingsmodell wieder und wieder zeichnet. Doch bevor er es zeichnen mochte, musste es ein blutiges Werk vollbracht haben *im Angesicht der Wüste* – wie er es formuliert hatte.

Wenn nun sein Dämon geweckt wäre durch meinen Anruf und ihn heißen würde, dies hier als Wüste zu sehen und die Gelegenheit als günstig? Denn einsam war es hier. Der kleine Hinterhof, auf den wir blickten, war kahl und lag, abgeschirmt durch hohe Mauern, vergessen in der Stadt. Nur die kleine Pforte jenseits führte in ein geschäftiges *Draußen*. Sie war verschlossen und drückte diesen Zustand zwar stumm aber nachdrücklich aus.

Als Herberts Hand nach dem Beil griff, hatte mein Auge den schweren Hammer geortet, den ich manchmal benutzte. Zugleich hatte mein Knie Kontakt aufgenommen mit dem großen Lithostein, den wir vorhin begutachtet und dann nachlässig zurückgestellt hatten. Er war sehr schwer, kaum weniger als 80 Pfund, und wartete immer noch darauf, ordnungsgemäß verräumt zu werden. Herberts Atem ging schwer. Plötzlich hob sich sein Blick. Seine Augen waren Spione eines feindlichen Staates. Aggression lag in der Luft wie die elektrische Hochspannung vor dem ersten Blitz. Ich hatte meine Aufmerksamkeit wieder Herberts Beilhand zugewandt und erwartete merkwürdig unbeteiligt das Weißwerden seiner Knöchel. Als sein rechter Arm in die Höhe fuhr, verlängert um das Beil, wollte ich schreien, aber kein Laut kam aus meiner Kehle. Doch mein Fuß reagierte mit einem Reflex und stieß den schweren Stein kräftig nach vorn.

Ein ungeheures Getöse füllte für einen Augenblick den kleinen Raum. Herbert hatte den Stein kommen sehen und war zurückgeschnellt. Dabei hatte er das Beil fahren lassen. Es war in einem Stapel Bretter verschwunden, der krachend zusammenstürzte.

„BISTDUVERRÜCKT? WILLSTDUMICHUMBRINGEN?“

Herberts Augen irrten ruhelos in ihren Höhlen wie zwei gefangene Wölfe.

„HERBERTWACHAUF!“

Für den Moment kam sein Blick zur Ruhe. Sein Mund öffnete sich, als wollte er sprechen, aber nur ein Seufzer kam aus seiner Brust.

„MANNWASISTLOSMITDIR?!“

Ein Zug von Ratlosigkeit war nun in seinem Gesicht, und verlieh diesem eben noch aggressiven Menschen etwas Hilfloses: *Klage und Anklage* schoss es mir flüchtig durch den Kopf. Mein Gott wie lange war das her?

Aber die Sekunde der Besinnung war vorüber. Von draußen vernahm man jetzt deutlich ein scharrendes Geräusch, dann wurde ein Schlüssel energisch herumgedreht und die jenseitige Pforte sprang auf. Ich hatte sie erst einmal geöffnet gesehen, und auch jetzt war es der Eigentümer, der in den Hof trat. Er sah herüber, bemerkte uns am Fenster und kam kurzentschlossen herbei.

„Sie haben Besuch“ sagte er, „ich will nicht stören...“

Herbert, der dabei war, den schweren Stein aufzustellen, richtete sich zögernd auf, und ich stellte ihn vor. „Ein Freund...“ sagte ich, „...auf der Durchreise...“. Ich hatte hinzufügen wollen *von Afrika*, aber die Ungeheuerlichkeit des soeben Erlebten stand noch zu frisch und drohend im Raum. Der Mann von *Draußen* war gerade jetzt, zur richtigen Minute, gekommen. Meine Einsilbigkeit deutete er als Aufbruchstimmung. Das machte es uns leicht, nach ein paar geäußerten Belanglosigkeiten auseinanderzugehen: er durch die kleine Pforte, wir durch die Tür, die uns hatte kommen sehen.

„Was jetzt?“ fragte Herbert, als wir auf der Straße standen. Es war die vertraute Stimme des *Hammelkopfs*, die ich vernahm: Glasscherben im warmen Staub. Er erwartete wohl keine Antwort, denn die brüchige Stimme redete schon weiter.

„Ich muss dir danken“, sagte sie. „Weißt du, manchmal kommt etwas über mich, das mich zwingt...Dann weiß ich nicht mehr, was ich tu und wer bei mir Herr im Haus ist...“

Er machte eine Pause und blieb stehen, denn wir hatten uns auf den Weg gemacht.

„Wenn ich`s kommen spüre, weiß ich : es ist Zeit für Afrika. Manchmal hilft schon der Anblick der Wüste... Meist muss eine Ziege dran glauben...“

Wir setzten uns in Bewegung.

„Wohin?“ fragte seine spröde Stimme, und ich antwortete ebenso knapp, wie er gefragt hatte, mit einem Wort: „Bahnhof!“

Ein Zug, der ihn heimbringen konnte, stand abfahrbereit.

Herbert stieg ein, fand einen günstigen Platz und zog das Oberfenster herab. Er sah mich nicht an.

Mit einem Ausdruck von Jammer in seinem Gesicht blickte er zur Zugmaschine und ich sah wieder sein Profil, in dem die Nasenspitze fehlte.

Die Freigabe zur Abfahrt kam als Lautsprecherdurchsage. Der Zugführer betätigte den Türschließer, ein Pfiff ertönte und langsam rollten die Wagen an. Plötzlich verspürte ich das Bedürfnis, etwas zu sagen, denn jetzt sah Herbert mich an.

„Herbert“, hörte ich mich fragen und war selbst darüber erstaunt, „Herbert – wo hast du deine Nasenspitze gelassen?“

Er war verduzt, ich sah es. Doch dann antwortete er sachlich aus dem jetzt rasch sich entfernenden Fenster: „In Afrika! Beim ersten Mal. Als Preis für die Ziege!“

Der Zug legte an Tempo zu und wurde durch den Schienenverlauf in eine gestreckte Rechtskurve gezwungen. Das Beil fiel mir ein. Es musste in meiner Werkstatt liegen unter dem Bretterstapel, in dem es verschwunden war. Ich setzte mich im Eilschritt in Bewegung und „Das Beil?! rief ich, „Herbert, das Beil?“. Ich glaubte nicht, dass er mich noch hatte hören können, denn er verschwand vom Fenster. Aber eine Sekunde später erschien sein Arm, lang und mager und, kein Zweifel war möglich, verlängert durch nichts anderes als: das Beil...